



Keep On Turning!

Ein altes Exempel zum besseren Verständnis des Nicht-Verstehens

*In sterquilino pullus gallinaceus
Dum quaerit escam, margaritam repperit.
«Iaces indigno quanta res» inquit «loco!
Hoc si quis pretii cupidus vidisset tui,
Olim redisses ad splendorem pristinum.
Ego quod te inveni, potior cui multo est cibus,
Nec tibi prodesse nec mihi quicquam potest.
Hoc illis narro, qui me non intellegunt.*

(Phaedr. III, 12)

Das Sprichwort traut selbst dem blinden Huhn zu, dass es einmal ein Korn findet. So beharrlich, wie es im Mist scharrt! Was aber passiert, wenn es dabei auf eine Perle oder einen Edelstein stößt?

Solch einen Zufall hatte man jahrhundertlang im Auge und gründlich ins Kalkül gezogen. Wo immer nämlich die Scharen der Nachdichter und Pädagogen, der Kunstrichter und Literaturwissenschaftler auf die Phaedrus-Fabel 'Pullus ad Margaritam' stießen¹ und beobachteten, wie ein Exemplar des flugunfähigen Geflügels ein Kleinod aus dem Dreck grub, um es gleich wieder zu verwerfen, weil es nicht bereit war, von seinem Hunger nach Körnern zu abstrahieren und stattdessen einen höheren, ja absoluten Wert anzuerkennen, machten sie ihm den Prozess. Was wurde nicht geschimpft und verurteilt! Ökonomisch, ethisch, religiös unmusikalisch sei das Tier, nicht gebildet genug, die Unübertrefflichkeit einer Perle, eines Edelsteins zu begreifen, selbst wenn so ein Objekt der Begierde offen vor ihm liege. Typisch

¹ Die Geschichte dieser Rezeption hat mustergültig Klaus Speckenbach nachgezeichnet und ihre Deutungstendenz dabei literaturwissenschaftlich verlängert, wenn er schreibt: "Um [...] für dieses Nichterkennen oder Nichtverstehen eine Entsprechung im Erzählteil anzugeben, muß eine Voraussetzung stillschweigend gemacht sein, daß nämlich in jedem Fall der Fund einer Perle dem des Futters vorzuziehen sei, weil jene von so hohem Wert ist. Diese Voraussetzung liegt außerhalb der fiktiven Erzählung [...], sie ist für den Autor und sein Publikum getroffen worden." (Klaus Speckenbach: Die Fabel von der Fabel. Zur Überlieferungsgeschichte der Fabel von Hahn und Perle. In: Frühmittelalterliche Studien 12, 1978, S. 178-229, hier: S. 180)

blindes Huhn, das nicht über den subtilen Geist seiner Kritiker verfügte, die sich mühelos im *pretii cupidus*, seinem wertebewussten Gegenspieler in der Fabel, wiedererkannten und beim Fund der Pretiose natürlich ohne Zögern zugegriffen hätten – sie hätten ihn denn selbst gemacht. Fast alle waren sich einig in ihrem Verdikt; nur Phaedrus stand nicht sicher auf ihrer Seite. Der nämlich hatte den Sinn seiner Fabel durch ein seltsam eindeutig-uneindeutiges Epimythion versiegelt: *Hoc illis narro, qui me non intellegunt* – "Dies sag' ich denen, die mich nicht verstehn!"

Wer aber versteht hier nicht? Ist das Huhn wirklich der Unverständige in diesem Exempel, weil es das stillschweigend vorausgesetzte Werturteil, die Perle/der Edelstein sei gegenüber dem Korn unter allen Umständen der bedeutendere Fund, nicht teilt? Immerhin weiß es genau, welches Objekt es vor sich hat. Es fühlt sich nur außerstande, dem verschmutzten Schmuckstück zu seinem alten Glanz – *ad splendorem pristinum* – zu verhelfen. Denn der Hungrige muss erst einmal seine Grundbedürfnisse stillen, bevor er sich dem fremden Schönen zuwendet. Kann man ihm ernsthaft vorwerfen, dass ihm Perle oder Edelstein nutzlos erscheinen, da er sie doch nicht verspeisen kann und sie ihn keinesfalls sättigen könnten? Und so versiebt er den glücklichen Moment des Funds, weil dem greifbaren Objekt für ihn kein fassbarer Sinn entspricht.

Wie aber steht es mit seinem Konterpart? Dessen Sinnen und Trachten würde sich selbstverständlich zuerst darauf richten, die gefundene Kostbarkeit wieder aufzupolieren. Doch käme ein Perlen- oder Edelsteinkenner überhaupt auf die Idee, solch ein Glanzstück ausgerechnet auf einem Misthaufen zu suchen? Sicherlich nicht: Nur das Huhn kann in der gegebenen Konfiguration dort einen solchen Zufallsfund machen, wo es seiner Natur gemäß nach Nahrung scharrt. Der Experte für höhere Werte hat dagegen sein Ziel schon verpasst, bevor der *kairós* überhaupt eintreten könnte. Denn seiner sublimen Sinnorientiertheit fehlen Ort und Gegenstand in der materiellen Welt.

Nicht die Dummheit des Tiers, sondern die Deplatziertheit des Fundstücks steht mithin dessen *restitutio in integrum* entgegen, weil der einzige, der dem verlorenen Kleinod helfen könnte, sie, die *quanta res*, niemals an einem derart unpassenden Ort, *indigno loco*, vermuten und dort nach ihr graben würde. Insofern verhindert der unaufgeräumte Zustand der Verhältnisse gleich doppelt, dass zusammenkommt, was zusammengehört: das Huhn zum Korn, der Kenner zu seinem Schatz. Das aber bedeutet: Der Misthaufen ist das immanente Weltmodell der Phaedrus-Fabel.²

² Das entgeht Klaus Speckenbach, wenn er schreibt: "Es wird also deutlich, daß durchaus nicht jede Einzelheit der Erzählung eine Entsprechung in der Lehre haben muß. Der Misthaufen z. B., ja selbst die Futtersuche bleiben in ihr unberücksichtigt. Es kommt einzig auf den nicht erkannten Wert der Perle an." (a. a. O.) Bei Phaedrus ist gerade die Spannung zwischen Perle und Weltzustand der springende Punkt des Nicht-Verstehens und, was die Rezeptionsgeschichte von 'Pullus ad Margaritam' betrifft, so gehen die auf die Perle zentrierten Epimythien zwar tatsächlich niemals auf den Misthaufen ein; doch ist zu bedenken, dass jene semantische Spannung zwischen *res* und *locus* als formale in der Inkongruenz zwischen Bildteil/*narratio* und *fabula docet* wiederkehrt.

In ihr zeigt sich die symbolische Einheit von Ding und Wert ebenso zerbrochen und verlorengegangen wie die Identität von *res* und *signum* für den Dichter kaum mehr so gegeben ist, dass er auf verständige, unmittelbar verstehende Leser hoffen darf. Wer daher jene verlorene Symboleinheit durch einfache Identifikationen zwischen Bildteil und Lehre wiederherstellen möchte und den Unverständigen nicht bei sich, sondern in der *narratio* der Fabel sucht, der endet letztlich in der Position, die das Epimythion ihm zudenkt: Er erweist sich in seinem schlichten Begehren nach positivem Wert und manifester Schönheit, in seinem naiven Wunsch nach direkter Sinnentnahme und ästhetischem Prestige als derjenige, der die Mutter aller Fabeln und ihren Kommentar nimmermehr verstehen wird. Denn eine Versöhnung von Huhn und Ästheten stellt Phaedrus nirgends in Aussicht. Zwischen beiden aber breitet sich die bruchstückhaft zusammengewürfelte Welt als Allegorie aus: ein Haufen Mist, hier und da verstreut einige Körner zum Fressen und – wer weiß? – vielleicht sogar irgendwo eine Perle oder ein Edelstein. Der wachsenden Unwahrscheinlichkeit, auf das eine oder das andere zu treffen, wird am wenigsten das vorgefasste, situationsabstrakte Werturteil über erste und letzte Wahrheiten gerecht, sondern bestenfalls, wenn auch nicht mit Garantie auf existentielle, geschweige denn auf spirituelle Bedürfnisbefriedigung, das unentwegte Scharren.

Durch die Brille von 'Pullus ad Margaritam' schauend, sehen wir, wo unser Grundproblem des Verstehens liegt: Wenn im Rahmen eines literarischen Weltmodells die *persona* des nach Deutbarem schürfenden Allegorikers (*pullus*) einem (Ding-)Symbol begegnet, lässt sie es als unverdauliches Relikt einer für ursprünglich gehaltenen, aber in der Welt disseminierten und kontingent bzw. obsolet gewordenen Sinntotalität beiseite. Wenn ein Symboliker (*pretii cupidus*) dagegen überhaupt in den Niederungen des Partikularen nach Sinn suchte – der Freigelassene Phaedrus kann sich das allenfalls im Irrealis denken –, müsste sein Zugriff auf die Spur in der Fabel, die den unwahrscheinlichen Fund ja immerhin erzählt und mit einer Auslegung verbindet, deren Bedeutung verfehlen, weil der "alte Glanz" der Fundsache nur auf Kosten des glanzlosen, dreckigen und stinkenden Kontextes wiederherzustellen und damit nur um den Preis des Nicht-Verstehens der disparaten Welt zu haben wäre.

Das hier skizzierte Spiel ist zugleich älter und aktueller als die Phaedrus-Fabel. Es ist von keiner Seite zu gewinnen. Perle oder Edelstein entziehen sich beiden Parteien aus systematischen Gründen. Was sich jedoch an solch doppeltem Nicht-Verstehen noch verstehen lässt, ist das Prinzip der Unverständlichkeit: Am Huhn und seinem gedachten Gegenspieler exemplifiziert die Fabel die unterschiedlichen Wendungen und Grade der Sinn- oder Ding-Abgewandtheit konträrer Deutungspraktiken. In die Position des Phaedrus eintretend, könnten wir daher folgendes Merke an alle heutigen Ding- oder Sinnsucher adressieren: Wer sich über die Inflation

der immer neuen *turns* in den Kultur- und Geisteswissenschaften beschwert, für die und für den ist diese Fabel erzählt! Möglicherweise verstehen sie das Verstehen nicht und sehen nicht ein, dass es sich bei jenen Wendungen statt um grundstürzende epistemische Paradigmenwechsel, auf die zu schwören wäre, um Bewegungen handelt, die sich beim Lesen zwischen der sprachlichen Form und ihrer *materia* unablässig abspielen: um die Topik und Tropik der Literatur selbst, die ihren Lesern das *turning* ihrer Urteilskraft nach dieser oder jener Richtung immer wieder abverlangt. Anders gesagt: Dass Literaturwissenschaft ihre Orientierungsversuche nach *turns* bezeichnet und bemisst, sollte niemandem Grund zur Klage sein. Denn das ergibt sich unausweichlich aus dem konstitutiven Widerspiel zwischen Allegorizität und Symbolizität der literarischen Form. Nie, so sollte man daher meinen, war die germanistische Literaturwissenschaft interessanter als seit der Offenlegung, Multiplikation und Reflexion jener *twists and turns*, ihrer eigenen listenreichen Polytropie. Denn nie waren die Varianten des praktischen und theoretischen Verfehlens ihres Gegenstandes – ihres Dings wie ihres Sinns: der Literatur – dichter und deutlicher, zahl- und aufschlussreicher als gegenwärtig!